Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **29 (1947)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 17. Januar 1947 | Erscheint jeden Freitag | 29. Jahrgang Nr. 3

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fisse A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIIIb 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50 halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.— Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Etwas über den Haß, die Angst und die Liebe

Von Dr. med. phil. E. Liefmann (Zürich)

In den Beziehungen der Völker zueinander spielt auch heute noch, 1½ Jahr nach dem 2. Weltkrieg, der Haß eine große Rolle. Herrscht noch soviel Haß in der Welt, weil der Friede noch nicht geschlossen ist und die Menschen der Nachkriegs- und Uebergangszeit schwer leiden? Oder kann der Friede deshalb vielleicht nicht geschlossen werden, weil der Haß das Rechtsgefühl der Menschen noch zu sehr verdunkelt? Beides mag richtig sein. Jedenfalls ist die Atmosphäre, in der die Menschheit lebt noch immer mit der Leidenschaft des Hasses geladen. Oft freilich handelt es sich mehr um eine seiner Vorstufen: das sich harmlos gebärdende Vorurteil, oder um Mißtrauen, um Neid — Vorstufen, die zum Haß führen können und in ihm den stärksten Ausdruck der Feindseligkeit des Menschen zum Mitmenschen finden. Wir möchten jene Vorstufen auch als „kleinen Haß" bezeichnen. Wenn wir nachdenken, so wird es uns deutlich, wie sehr wir alle in diesem „kleinen Haß" gefangen sind und wie er sich in unserem Denken eingenistet hat. Wir wollen hier keine Beispiele anführen und nur an eines erinnern: an das Schicksal der Flüchtlinge in aller Welt und was der kleine, wie allerdings auch der große Haß an ihnen verübt, versäumt, verhindert — was er angerichtet hat.

Was ist der Haß für ein Phänomen? Kant bezeichnet ihn als eine aus sinnlicher Begierde entstehende Leidenschaft, die von der Vernunft nicht besiegt wird. Sie ist nach ihm eine krankhafte Leidenschaft, weil sie die Herrschaft der Vernunft ausschließt, die nach Kant das Denken des gesunden Menschen bestimmt. Im Gegensatz zum Zorn ist der Haß ein Dauerzustand, wogegen der Zorn ein kurz verlaufender Affekt ist, der schnell verfliegt und dann auch in sein Gegenteil umschlagen kann. Der Zorn verlangt auf seinem Höhepunkt die Bestrafung des schuldig Befundenen. Der Haß aber verlangt mehr — er verlangt nach Rache. Und selbst wenn der Haßerfüllte diese Gefühle hat austoben können, wenn sein Haß sich durch eine Rachehandlung befriedigt hat, so ist er trotzdem nicht völlig geschwunden. Es bleibt etwas zurück, das ist der Groll. Groll also kann unter Umständen der Endzustand eines Hasses, eines zur Ruhe gekommenen Hasses sein, der aber nur allzuleicht wieder erwachen und zu neuem Haß anzuschwellen vermag. Besonders aber ist dies der Fall, wenn der Haß sein Rachegefühl nicht befriedigen konnte. Dann schwelt er weiter einer vielleicht ruhigen Oberfläche weiter fort, um vulkanisch auszubrechen, wenn seine Stunde gekommen ist. Gilt dies für die Beziehungen des einzelnen Menschen zu anderen, so gleicherweise für die Beziehungen der Völker untereinander.

Alles dieses ist dem Menschen unserer Tage bekannt, der solche Haßexplosionen tausendfach erlebt hat und weiß, wie Haß und Groll heute unzählige Seelen nicht zur Ruhe kommen lassen. Das gibt der Menschheit dieser Zeit ein Gefühl der Lebensunsicherheit, es erzeugt in den einzelnen Menschen eine seelische Gleichgewichtsstörung, die als Angst zu Tage tritt — Angst um die Unheimlichkeit des Daseins, wozu die Furcht tritt vor unbekannten Kräften, die unberechenbaren Mächten zur Verfügung stehen, denen er sich hilflos gegenüber sieht. Solche Kräfte sind den Menschen heute durch die Technik in einer Weise in die Hand gegeben, wie nie zuvor, denn sie vermögen in wenigen Augenblicken Tausende von Existenzen zu vernichten. In welcher Weise werden die Menschen sie fortan gebrauchen? Wir haben in zwei Weltkriegen kennen gelernt, was Macht bedeuten kann und die Auswirkungen jenes unheimlichen Wortes, daß Macht vor Recht geht. Aus dieser Furcht vor der Macht der Menschen erwächst jene Angst um die nackte Existenz. Eine Angst in Permanenz bedeutet Sorge und mit dem Dauerzustand der Sorge wächst der Haß gegen jene, die sie uns bereiten.

Wir haben auch in diesen zwei Weltkriegen erfahren, was eine Masse bedeuten kann, wenn ihr Macht gegeben ist. Der Massenhaftigkeit steht der Großstädter unserer Tage schon im friedlichen Leben täglich gegenüber. Aber gebraucht haben die Macht bisher die Massen meist nur zu zerstörerischen Zwecken. Zwar hat gerade im letzten Krieg eine zerstörerisch eingestellte Heeresmasse eine zweite auf den Plan gerufen, die jene bekämpfte. Als diese nun Sieger blieb, da scheint es beinahe, als habe sie ihr einstiges Ideale vergessen, um nun ihrerseits im Gebrauch ihrer Macht selbstsüchtige Pläne zu verfolgen. Darum beginnen die Menschen nun zu zweifeln, ob es auch wirklich jene ideale Grundidee war, für die sie behauptet hatte, zu kämpfen — und des Mißtrauens ist kein Ende.

Die Gewalt der Masse haben auch jene kennen gelernt, die sich selbst einmal in einer Masse befunden haben und ihre verführerische Kraft empfanden. Sie bemerkten, wie — in der Masse gefangen — ihre eigene Vernunft auslöschte, wie sie eingesogen wurde in das Kollektivdenken und -fühlen der Masse, die sich von Schlagwörtern leiten läßt, wobei nicht die Vernunft, sondern primitive Instinkte Anlaß zu unbeherrschten Reaktionen geben können. Wie der Einzelne trotz seiner Erfahrung dann zum entpersönlichten Kollektivmenschen wird und wie diese Wirkung so unfehlbar ist, daß ihr wenige widerstehen können. Auch das ist eine unheimliche Erfahrung, die der Mensch der Gegenwart von der Bedeutung der Masse Mensch gemacht hat und die auch wieder das Gefühl der Lebenssicherheit herabsetzt und seine Lebensangst erhöht.

Wir sehen also die Angst — die Lebensangst — ist der Mutterboden für den Haß, der von ihr genährt wird. Das ist die geistige Situation des Menschen von heute in einer Zeit, da der Krieg zu Ende gegangen ist. Was ist dagegen zu tun, um den Menschen aus diesem krankhaften Zustand zu befreien und ihm zur Gesundheit und zum Frieden zu verhelfen?

Indem wir uns um den Gegenpol der Angst und ihres Abkömmlings, den Haß, bemühen. Dieser Gegenpol besteht in dem Gefühl der Sicherheit, aus der allein das Vertrauen erwachsen kann, das von Angst und Haß befreit. Es ist aber nicht jene Sicherheit gemeint, die heute manche Staaten für sich fordern, die sich in diesem Verlangen nur um noch mehr Macht und Einfluß bemühen. Sondern es ist die Sicherheit des Vertrauens nicht in die eigene Macht sondern in den guten Willen des Anderen und dessen gute Gesinnung. Vertrauen selbst in denjenigen, den wir stärker und mächtiger wissen, als wir selbst es sind. Vertrauen, daß er seine Macht nicht selbstsüchtig verwenden wird, sondern dem Recht und der Gerechtigkeit zu dienen bereit ist.

Es scheint also, daß Angst und Haß nur vom Ethischen aus überwunden werden können. Sind aber ethische Gefühle imstande, jene Leidenschaft des Hasses, die die Vernunft nicht kennt, auf die Dauer zu besiegen? Ist nicht zu befürchten, daß vor allem die Jugend, ohne größere Erfahrung und ohne noch gefestigte Grundsätze, nicht wieder von neuem Massenideologien sich unterwerfen wird, wie wir es eben erst so erschreckend erlebt haben?

Vertrauen und damit Freundschaft bedürfen einer tieferen Verankerung, wenn sie fest bewahrt werden sollen und es erscheint uns dies nur möglich durch das Bekenntnis zur wahren Nächstenliebe wie sie wohl in der religiösen Sphäre allein einen festen Grund findet. Wir dürfen hier nicht den Fehler begehen, etwa von „christlicher Nächstenliebe" zu sprechen. Die Christen haben kein Recht dies Wort für sich und gar für sich allein in Anspruch zu nehmen. Das Gebot der Nächstenliebe, wie wir es in der Bibel finden, stammt zunächst aus dem Alten Testament. Aber, wer hat dieses alte Gebot richtig verstanden? Auch nicht diejenigen, die es nur für ihre Glaubensgenossen anwendeten, die Juden nur für die Juden, die Katholiken nur für diese, usf. Hätten Progrome, Glaubenskriege, Hexenverbrennungen und ähnliche Schandtaten — bis zu den Auswirkungen des „kleinen Hasses" — je vorkommen können, wenn die Menschheit jenem Gebot gefolgt wäre? Freilich ist den Christen die Schuld am meisten anzurechnen, denn ihnen war das höchste Beispiel der Nächstenliebe in der Gestalt Christi gegeben; sie haben von früher Jugend an das Wort von der Feindesliebe gehört und von der Liebe die, so man sie nicht hat, den Menschen zu nichts nütze macht. Und trotzdem haben sie nicht danach gehandelt und immer wieder ihren eigenen Kindern das schlechte Beispiel gegeben. Sonst gäbe es auch heute nicht so Viele, die sich vom Christentum abwenden und eine „Weltanschauung" an seine Stelle setzen wollten.

Es ist vielfach gesagt worden, das Christentum verlange zu viel vom Menschen, denn der Haß sei den Menschen eingeboren — homo homini lupus. Gewiß hat man dies durch Tausende von Jahren menschlicher Geschichte beobachten können. Aber mit der Macht, die die Technik heute gewonnen hat, scheint ein neuer Abschnitt der menschlichen Geschichte beginnen zu müssen. Entweder erkennt der Mensch, daß er die ihm zu Gebote stehenden technischen Mittel nicht zur Zerstörung verwenden darf, ohne daß diese Zerstörung ihn selbst mit in den Abgrund reißt, oder die Menschheit wird sich selbst in einem Grade mittelst dieser Kräfte dezimieren, daß danach ganz von selbst sich der Mensch freundlich zum Mitmenschen stellen muß, weil er ihn zur Sicherung seiner Existenz braucht. Will die Menschheit diese nicht auszudenkende schreckliche Erfahrung vermeiden, so muß sie dem Haß absagen. Und warum sollte sie es nicht können, selbst wenn tatsächlich der Haß bisher eine der Triebfedern ihres Handelns gewesen ist?

Denn es ist zu bedenken, daß der Mensch auch ein soziales Wesen ist, das des Mitmenschen bedarf. Haß entwickelt sich immer dort, wo sich der Mensch vom anderen beeinträchtigt und in seiner Existenz behindert fühlt. Es ist aber durchaus nicht so, daß die Erde heute zu klein für ihre Bewohner gewor-

Miss Margaret Bondfield

Die Schweizer Frauen werden die Freude haben in den kommenden Tagen den Besuch der Right Hon. Margaret Bondfield, der ehemaligen Arbeitsministerin Großbritanniens zu haben, und in verschiedenen Städten, so u. a. Basel, Bern und Genf den interessanten Ausführungen dieser erfahrenen Frau folgen zu dürfen.

Miß Bondfield ist das, was der Engländer a self-made woman nennt, und hat sich Dank großer Intelligenz und eiserner Energie vom einfachen Ladenmädchen in eine der wichtigsten und verantwortungsvollsten staatlichen Stellungen aufgearbeitet. Sie widmete sich schon früh der Organisation der Arbeiterinnen, wurde Sekretärin der englischen Confederation der Arbeiterinnen, stellte 1922 ihre Kandidatur auf als Vertreterin der Arbeiter in Northampton, wurde dann aber erst 1923 als erste Frau mit einer großen Mehrheit ins Parlament und ins Arbeitsministerium gewählt. Dann leitete sie als Chairman der Trade-Unions verschiedene Konferenzen und Tagungen und war mit ihrem gesunden, durch praktische Erfahrungen gereiften Urteil maßgebend bei vielen für die Arbeiterschaft wichtigen sozialen Maßnahmen. 1931 verlor die Labourpartei die Macht an die Konservativen, und Miß Bondfield wurde nicht wiedergewählt. Aber sie arbeitete weiter für die Sache der Arbeiterpartei, machte große Vortragsreisen in Amerika, Mexiko, Kanada und 1941 betraute Minister Bevin sie mit der Wohnungskontrolle der Arbeiter der Kriegsindustrie.

1873 geboren, hat Miß Bondfield schon als ältere Frau die großen Strapazen des Krieges auf sich genommen und die an sie gestellten Anforderungen erfüllen können, dank einer wunderbaren Gesundheit und Leistungsfähigkeit und geistigen Elastizität mit welcher sie an jede Aufgabe geht, welche die Zeit an sie, oder sie selbst an sich stellt. Aus dieser Beweglichkeit heraus wird diese interessante Frau zu vielen Schweizerinnen sprechen, d. h. zu Frauen, denen man in gewissen großen Räten hohnlachend die Fähigkeit abspricht, und die Möglichkeit ridikularisiert selber über Sinn und Zweck ihrer politischen Forderungen zu sprechen. El. St.

O, du liebes Volk der Hirten! El. St.

Nachdruck verboten

Michaela

16

Ein Frauenschicksal

Von Irmgard v. Faber du Faur

Wenige Tage darauf war der erste März, doch der Winter wollte noch immer nicht weichen. Michaela sah vom Laden aus einen kleinen Möbelwagen vor der Türe stehen. Zufällig beobachtete sie, wie zwei Männer das kleine grüne Sofa Dr. Hübschers hinaufhoben. Dann kam der runde Tisch und der Spiegel.

Die Mädchen, die natürlich Michaelas Besuch oben bemerkt hatten, neckten:

„Das ist wohl Michaelas Freund, der auszieht. Wo geht es hin, Michaela? Wollt ihr eigenen Eingang haben?"

Michaela war bleich vor Bestürzung. Sie wußte nichts zu erwidern. Die Mädchen lachten und stichelten weiter. Seit der Geschichte mit dem Hut war Michaela für sie eine andere geworden, es wurmte sie nur, daß sie immer noch so geheimnisvoll tat und nichts aus ihr herauszubekommen war.

In der Mittagspause ging Michaela hinauf und fand ihn im ausgeräumten Zimmer in Hut und Mantel stehen.

„Was ist denn los?" fragte sie erschrocken.

„Ich kann die Miete hier doch nicht mehr aufbringen", antwortete er. „Ich ziehe in eine billigere Gegend und begnüge mich mit einem Zimmer. Ich kann doch nicht von Ihrem Geld leben. Ich ziehe wohl auch so weit fort, um Sie vor mir zu schützen. Ich will verschwinden aus Ihrem Leben, untertauchen in die Nacht, in die ich gehöre."

Sie fragte ihn, ob er nicht endlich bei der Aerztin gewesen sei? Er schüttelte den Kopf. Ob er nicht zu gehen gedenke? Es habe doch keinen Sinn mehr. Auf ihr bittendes Drängen gab er doch endlich seine neue Adresse preis. Sie erschrak wie weit es draußen war.

„Mit Ihrem Geld kann ich eben den Umzug bestreiten. Ich mußte so handeln." — Dies war das letzte Gespräch in der alten Wohnung.

Michaela war sehr bedrückt von diesem allen. Sie wollte ihm helfen und wußte doch keinen Rat. Sobald sie es machen konnte, suchte sie ihn auf. Sie mußte mit der Trambahn durch die ganze Stadt fahren und dann noch ein langes Stück zu Fuß gehen. Endlich hatte sie die Straße gefunden. Er wohnte wieder neben den Speichern, aber diesmal in einem schlechten alten Haus, einer richtigen verwahrlosten Mietskaserne. Sie war traurig, seine hübschen Möbel nun so zusammengedrängt in einem düsteren Raum zu sehen. Die zierlichen Vorhänge aus der alten Wohnung fehlten ganz Bücher und Papiere lagen noch wilder durcheinander. Er selbst kam ihr so elend vor wie noch nie.

„Es ist so kalt", sagte sie. „Haben Sie nicht geheizt?" In der alten Wohnung hatte er Zentralheizung.

„Ich habe keine Kohlen", erklärte er. Sie knöpfte ihren Mantel zu und sagte:

„Sie müssen doch ein warmes Zimmer haben, wie sollten Sie sonst arbeiten."

Sie suchte den nächsten Kohlenhändler und nahm ein Bündel Holz und einen Sack voll Kohlen gleich mit, das andere bestellte sie und zahlte es voraus. So bepackt kam sie wieder bei ihm an. Erst rauchte der Ofen und wollte nicht ziehen. Endlich brannte das Feuer. Es wurde warm. Sie ließ sich versprechen, daß er den Ofen nicht ausgehen lasse. Sie war ohne Hoffnung und versuchte doch zu hoffen. Sie malte ihm eine neue Zukunft aus. Er müsse doch noch einmal Arzt werden, dann würde er auch wieder eine andere Wohnung haben. Dies hier sei nur ein Uebergang.

Er aber sagte traurig:

„Kein Uebergang, aber wohl ein Ausgang."

Sie wollte ihn nicht verstanden haben und bestätigte:

„Ja, ein Ausgang zur besseren Zukunft. Ich will nichts mehr tun, bei Tag und bei Nacht, als beten: Gott schenke ihm die Kraft. Schenke ihm die Kraft."

Er sah sie erstaunt an.

„Nur meine Mutter hat für mich gebetet, dann niemand mehr."

Sie hätte ihm gern das Unglücksgeräte fortgenommen und wagte doch nicht, ihn danach zu fragen. Sie wollte bald, bald wiederkommen. Sie glaubte, er habe doch jetzt etwas mehr Hoffnung.

Auf dem Heimweg nahm Michaela wahr, daß sie ihre Hände wie etwas schützend, wie etwas tragend ineinandergelegt hielt. Ihr fiel ein, daß sie schon seit Tagen so ging, noch länger, seit sie Hermann Hübscher kannte.

Am folgenden Tage fehlte eines der Mädchen wegen Krankheit im Geschäft, die zweite schloß sich ihr an, und so lastete nun die gesamte Arbeit auf Michaela und der Meisterin. Es gab anstrengende Ueberstunden am Morgen und am Abend, Michaela konnte nicht daran denken, den weiten Weg hinaus zu machen. So ist ihm seine Flucht vor ihr, die ja sein Umzug war, fast schon gelungen. Ob er sich wohl heizt? Ob er sich sein Essen zurecht macht? Ob sich dort auch eine hilfreiche Nachbarin gefunden hat? Ob er arbeitet? Ja, das vor allem, ob es aufwärts geht? Sie schrieb ihm einen Brief. Sie bat ihn für sich zu sorgen, sie komme, sobald sie könne. Sie legte ihm wieder einen Schein ein, der sei nun für den Anzug bestimmt. Er solle zur Aerztin gehen, sie würde ihm gewiß einen Weg aus der Verwirrung zeigen, einen Weg, der wieder ins Leben hinausführe. Nach zwei Tagen kam ein Brieflein:

„Dank. Unbegreifliche, Gute, Dank. Der neue Lebenstrieb, er möchte hoffen, möchte wachsen, er fühlt die Sonne der Liebe. Ich kann nichts versprechen, ich habe es zu oft schon versprochen und nicht gehalten, ich kann nichts versprechen, aber diese Tage sind gut, und doch ist mir so sehr bange. Der Stein, auf den die Sonne scheint mit ganzer Liebeskraft, wenn er auch vergoldet steht, bleibt Stein. Zwar flackert das Feuer im Oefelein, zwar brodelt im Topfe das Süppelein, doch ich bin allein, mutterseelenallein und werde es auch bis zum Ende sein. In meine so traurigen Melodien flüstert eine Stimme: ein Mensch betet, betet für dich."

Endlich waren die beiden Mädchen im Geschäft wieder hergestellt. Michaela war vor Sorge selber fast krank geworden. Endlich konnte sie sich wieder auf den weiten Weg machen. Sie ging an einer halb mit Steinen verschütteten Wiese entlang, wie sie in den Vorstädten häufig sind. Das letzte Mal war sie noch unter der schmutziggrauen Schneedecke gelegen, heute war sie von jungem Grün durchwachsen. Mit Rührung fand Michaela ein paar Gänseblümchen. Sie pflückte sie als

den ist. **Gerade die Technik wird ihr gewiß viele** neue Lebensmöglichkeiten eröffnen, wenn sie zu friedlichen Zwecken gebraucht wird. Dies ist allerdings nur möglich, wenn der Mensch Vertrauen zum Mitmenschen und zu seinem Tun gewinnt. Wenn brüderliche Liebe Haß und Angst überwindet. Haß macht einsam, Brüderlichkeit verbindet. Also bedarf der Mensch als soziales Wesen der Brüderlichkeit. Aber mehr als das.

Dem Menschen ist ein Verantwortungsgefühl eingeboren, das sich im Gewissen kundtut, Verantwortung, die er einer höheren Macht gegenüber zu vertreten hat. Sofern er sich dem Nihilismus nicht vollkommen verschrieben hat, besitzt der Mensch ein Ohr für diese Stimme des Gewissens, das ihm bedeutet, der Hüter seines Bruders zu sein. Diese Forderung aber scheint von einer transzendenten Macht auszugehen, die nicht etwa, wie der Primitive sie begreift, nur fordert, straft und rächt, sondern die auch begnadigt und liebt. So verbindet sich mit dem Gefühl der Brüderlichkeit zugleich das Gefühl der Kindschaft des Menschen und seine Eingebettetheit in die Liebe Gottes. Das religiöse Gefühl ist eines der Grundgefühle des Menschen. Der Nihilismus, der diese Verbundenheit des Menschen mit einer höheren Sphäre leugnet, stößt den Menschen hinaus in die Einsamkeit, die ihm Angst bereitet.

So sehen wir, wie der Mensch heute in der Angst lebt, die ihn peinigt. Angst um des Lebens Sicherheit, die durch den Mangel an Vertrauen zu seinen Mitmenschen und ihrem Machtgebrauch entsteht, was den Haß zur Folge hat. Angst um die Unheimlichkeit der Verstrickung in eine anonyme Masse, die ihm seine Persönlichkeit raubt. Angst aus seiner Glaubenslosigkeit, die ihn in die Einsamkeit eines bloßen Da-Seins stößt und ihn fernhält von einer höheren Verbundenheit. Dieser seelische Zustand des Einzelnen hat aber seinen Einfluß auf die Mitmenschen und auf die Atmosphäre, in der sie leben.

Erst in der Hinwendung des Menschen zu jener Sphäre, die über allem Erkennen ist, kann, so scheint es uns, der geängstigte Mensch der Gegenwart Ruhe finden. Erst in der mitmenschlichen Liebe, die in einer Gotteskindschaft gipfelt, die den Menschen aus der Einsamkeit erlöst und damit die Angst auslöscht, wird auch der gegenmenschliche Haß überwunden.

Um das Frauenstimmrecht im Kanton Aargau

Wir entnehmen den „Basler Nachrichten" folgende Mitteilung aus dem Kanton Aargau:

„Wie ein Blitz aus heiterem Himmel tönte am Schluß der ersten Ratssitzung des neuen Jahres die Mitteilung vom Präsidialpult, daß am 28. Januar die Behandlung der Frage des Frauenstimmrechts in Angriff genommen werden soll. Der unabhängige Doswald forderte, man solle bei dieser Gelegenheit eine Befürworterin und eine Gegnerin im Ratssaale sprechen lassen. Allgemeines Gelächter der aufbrechenden Ratsherren belehrte ihn, daß in der aargauischen Ratsstube das Schicksal der Vorlage wohl schon besiegelt ist, bevor nur das erste Wort darüber gesprochen wurde. Das Problem des Frauenstimm- und Wahlrechts soll nun also doch aktualisiert werden, trotz den negativen Entscheiden der vier Kantone, die sich bisher zu dieser Frage zu entscheiden hatten. Die erste Abtastung des Geländes für den Kampf um das Frauenstimm- und -wahlrecht im Großen Rat genau vor einem Jahre hat ergeben, daß in unserem Kanton wider Erwarten starke Widerstände aus allen Kreisen zu überwinden sind, um dem weiblichen Geschlecht zunächst nur in Gemeindeangelegenheiten — wie es die Regierung beantragt — die politische Gleichberechtigung zu gewährleisten. Die hiefür eingesetzte Großratskommission entschied sich bekanntlich mit 7 gegen 5 Stimmen für Eintreten auf die Stimmrechtsreform. Doch heute mag sie nach den Plebisziten in den einzelnen Kantonen ihre Ansicht bereits revidiert haben, und wir stellen sicher keine schlechte Prognose, wenn wir heute schon behaupten, daß der Große Rat in der Frage des Frauenstimmrechts sein Urteil heute schon negativ beantworten wird. Qui vivra verra!"

Das allgemeine Gelächter der aufbrechenden Ratsherren gegenüber einer ganz vernünftigen und gerechten, im Kanton Zürich auch durchgeführten Maßnahme deutet jedenfalls von vornherein an, in welchem Geist von gewisser Seite eine Frage diskutiert werden wird, die letzten Endes nicht nur eine Frauenfrage, sondern ein demokratisches Prinzip ist. Wir wünschen den Aargauerinnen Mut, Geduld, Takt, Geschick und Humor für den Kampf.

riri
gute Reissverschlüsse

20 Jahre Arbeitserziehungsanstalt Uitikon a. A.

Wie aus dem Jahresbericht 1945 der kantonalen Arbeitserziehungsanstalt Uitikon a. A. hervorgeht, konnte sie im Februar 1946 auf ihr 20jähriges Bestehen zurückblicken. Während der ganzen Zeit stand sie unter der vorbildlichen Führung von **Herrn Direktor Gerber**, der, zusammen mit seiner Gattin, sich mit großer Liebe und Menschlichkeit und mit einem unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen das Wohl der ihm anvertrauten Menschen zu fördern verstand. Wenn auch Rückfälle vorkamen und Direktor Gerber nicht allen in gleicher Weise helfen konnte, kann der Schatten doch nicht das große Licht verdunkeln, das von Uitikon ausgeht.

Um zu verstehen, welch außerordentlich gewagtes Unterfangen es war, eine offene, allem Zwang abholde Arbeitserziehungsanstalt zu schaffen, müssen wir etwas über ihre Insassen wissen.

Die Arbeitserziehungsanstalt Uitikon a. A. wurde 1926 auf Grund des 1925 erlassenen Versorgungsgesetzes geschaffen. § 5 dieses Gesetzes lautet folgendermaßen:

„Personen vom zurückgelegten 18.—30. Altersjahr, die einen Hang zu Vergehen bekunden, liederlich oder Arbeitsscheu sind, aber voraussichtlich zur Arbeit erzogen werden können, sind in einer Arbeitserziehungsanstalt zu versorgen."

Dazu ergänzend zitieren wir aus dem erwähnten Jahresbericht:

„Nicht die Schwachsinnigen werden zur Weiterbildung in die Arbeitserziehungsanstalt angemeldet, sondern jene Kategorie lebensbummer Menschen, die man nicht als krank bezeichnen kann, die aber besonders bei sich einstellenden schlechten Umweltsverhältnissen entweder in Versuchung geraten, zu delinquieren oder sonst in ihrer selbständigen Existenz und Erwerbsfähigkeit versagen. Da sie ohne Einsicht sind, müssen sie zu den Psychopathen gerechnet werden.

Eine andere Gruppe von Psychopathen, die noch in die Arbeitserziehungsanstalt eingewiesen werden dürfen, sind mehr oder weniger nervöse Charaktere, verängstigte, verschlagene, sich unsicher fühlende und darum den Lebensschwierigkeiten ausweichende Menschen, die wegen ihrer Ungefährlichkeit noch nicht in die Irrenanstalt gehören.

Ganz anders ist die Hauptgruppe der Zöglinge, die man schlechthin als Haltlose bezeichnen muß ... Der Weg des geringsten Widerstandes ist für sie maßgebend ...

Da nach dem Gesetze der Zweck des Aufenthaltes in der Anstalt darin besteht, die Zöglinge an ein geordnetes, tätiges Leben zu gewöhnen, stand Direktor Gerber vor der anspruchsvollen Aufgabe, den besten zu diesem Ziele führenden Weg zu suchen. Von Anfang an war es für ihn klar: Zwang und Strafe im Sinne von Vergeltung sind als Behandlungshilfen vollständig auszuschalten. „An Stelle der Strafe muß die positive erzieherische Maßnahme treten."

Damit hat die Anstalt den Charakter einer reinen Erziehungsanstalt erhalten. Wo Strafe dennoch nötig ist, darf sie die menschliche Würde des Bestraften nicht verletzen. Er muß sie verstehen und auf Grund ernster Selbstbesinnung, zu welcher man ihm Gelegenheit bietet, annehmen können.

Jede Art von Zwang in den erzieherischen Maßnahmen führt leicht zu einem Scheinerfolg, der zu nichts zerrinnt, sobald Druck und Drill aufhören. Was wirklich Wert und Bestand haben soll, muß zum Besitz der eigenen Seele geworden und innerlich gewachsen sein. Die Anforderung an die Geduld, die Kraft, den Mut und den Glauben des Erziehers ist bei dieser Berufsauffassung viel größer, als wenn dieser sich mit billigem Drill zufrieden geben würde. Weil Direktor Gerber den ihm anvertrauten Menschen nicht nur für den Augenblick und nicht nur oberflächlich helfen will, scheut er den schweren Weg nicht. Was hülfe es seinen Schützlingen, wenn sie sofort wieder haltlos würden, sobald sie die Anstalt verlassen haben und nicht gelernt hätten, das Gute aus eigenem Antrieb zu wollen? Sie wären ärmer als vorher.

All das, was für die Beeinflussung irgendwie in Frage kommt, die Gestaltung und Auswahl der Arbeit in Werkstatt, Landwirtschaft und Gärtnerei, die Freizeitgestaltung, die Auswahl der Angestellten, Theater- und Konzertbesuche, Reisen, die Ausstattung der Wohnräume, der Unterricht zur allgemeinen und beruflichen Weiterbildung, die Lektüre, die Beachtung von Fest- und Geburtstagen, die Verpflegung, die Seelsorge und Wortverkündigung, das erzieherische Gespräch, die Aufforderung zur Selbstbesinnung im leeren Zimmer, alles hat nur den einen Sinn, dem jungen Menschen zum Sieg des Guten in ihm selbst zu helfen. Es wäre jede noch so sorgfältig erwogene Maßnahme aber sinnlos, wenn die Bereitschaft, sich ihrem Einfluß zu öffnen, nicht vorhanden wäre. Diese wird geschaffen durch eine Atmosphäre des Vertrauens, das vom Erzieher ausgeht. Die alte Wahrheit, daß der Erzieher der wichtigste Faktor im Erziehungsgeschehen ist, läßt sich nicht umstoßen. Indem er sich mit dem ganzen sittlichen Ernst dafür einsetzt, stets mit einem guten Beispiel voranzugehen, wirkt er wahrhaft erzieherisch. Er hat vor den Zöglingen nichts zu verbergen, alles teilt er mit ihnen und gibt ihnen so ihre Menschenwürde wieder.

Die gesammelten Erfahrungen haben Direktor Gerber erkennen lassen, daß „alle Fehler Wirkungen von tieferliegenden Ursachen sind". Meistens gerät der Mensch schon in der Jugend in ein falsches Geleise. Erzieher und Seelsorger müssen versuchen, sich in das verwirrte Seelenleben des Betreffenden zu vertiefen, ihn zu verstehen, seine Konflikte aufzulösen und die falsch geleiteten Gedanken und Gefühle umzuleiten. Das Gefühl, ernst genommen zu werden, die Ueberzeugung, daß echte Liebe und Anteilnahme am Werke sind, hilft in vielen Fällen, das Vertrauen zu vertiefen und den Zögling den übrigen Maßnahmen gegenüber zugänglicher zu machen.

Der Jahresbericht — wir sehen von der Besprechung der wirtschaftlichen Verhältnisse ab — vermittelt den unzweideutigen Eindruck, daß ein Werk geschaffen wurde, das verdient, mit Pestalozzis Werk verglichen zu werden. Auch Pestalozzi arbeitete auf Grund des gleichen Glaubens an das Gute, selbst im schwierigsten Menschen, und der gleichen Ueberzeugung, daß die Tat mehr sei als das bloße Wort.

Mit seinen Bemühungen gibt Direktor Gerber die Richtung an, in welcher die Anstalt sich weiter entwickeln soll. Er weist damit aber gleichzeitig der Erziehung im allgemeinen einen hoffnungsverheißenden Weg.

Obwohl Hoffnung und Glauben nicht mit dem Erfolg stehen und fallen, bedeutet letzterer doch eine Kraft und ein Licht und vermag den gesunkenen Mut wieder zu stärken. Wir freuen uns, daß dem Ehepaar Gerber dieser Trost zuteil wird.

„Viele Antworten sind schon eingegangen und es ist erfreulich, daraus zu ersehen, wie das Gute, das wir oft verloren glaubten, nach Jahren doch keimte und sich entfaltete und Früchte trug."

Möchte es Direktor Gerber und seiner Gattin vergönnt sein, noch lange im Segen an der Anstalt wirken zu können, guten Samen zu säen und die Saat aufgehen zu sehen, nicht nur unter den Zöglingen, sondern auch in der weiten Oeffentlichkeit zum Wohle unseres ganzen Volkes. Dr. E. Br.

Stimme aus dem Leserkreis

In der letzten Nummer des Schweizer Frauenblattes wurde als „erfreuliches Ereignis" gemeldet, daß die Schweizerische Volksbank dem Bund 10 Millionen Franken zurückzahlen konnte von dem Defizit, das vor Jahren auch die Besitzer der Stammanteile schwer in Mitleidenschaft zog. Diese meist kleinen Sparer hätten jetzt im Alter und bei der großen Teuerung ihr damals eingebüßtes Geld bitter nötig. Es wäre daher wirklich zu erwarten, daß ihre Stammanteile wieder aufgewertet würden, umsomehr als die fehlbaren jedoch gut situierten Verantwortlichen s. Z., wie man hörte, nicht oder nur zu geringer Wiedergutmachung angehalten wurden. Was sagen andere Leser und Leserinnen dazu?

-dt.

Politisches und Anderes

Der „Bericht des Bundesrates

über die Pressepolitik" ist nun erschienen. Er legt Rechenschaft ab über die pressepolitischen Gegebenheiten der Kriegsjahre. Wir sehen daraus noch einmal, in welch schwerer Lage sich damals die Schweiz und ihre Presse befand. Die Besonderheit der Pressetätigkeit, die Funktion der so absolut unschweizerischen und doch damals als notwendig befundenen Pressezensur der schwere Druck, der damals vom Dritten Reich auf die Schweizerpresse ausgeübt wurde und in noch viel höherem Maße hätte ausgeübt werden wollen — dies und noch manch anderes Interessante ist in dem sehr gut redigierten Berichte zu lesen. Einmal mehr wird die Macht der Presse als Informations- aber auch als Propagandamittel, ersichtlich, wird die Ohnmacht einer scharf zensurierten Presse einem bewußt. Redaktoren und Journalisten, die sich damals für die geistige Verteidigung unseres Landes einsetzten (auch unser Blatt tat es in seinem bescheidenen Rahmen) erinnern sich, wie mancher Kampf mit der Zensur auszufechten war. Ehrlich, wenn auch recht schonend gibt man im bundesrätlichen Berichte aus dem Departement von Herrn Bundesrat v. Steiger zu:

„Es hieße die Verhältnisse beschönigen, wollte man nicht offen zugeben, daß in Kreisen, die nicht berufsmäßig und von Anfang an die Entwicklung des Nationalsozialismus und seiner Methoden verfolgt und zu erkennen sich bemüht haben, über das Problem dieses Pressekrieges zum Teil irrige Ansichten anzutreffen waren oder es heute noch sind. So gab es in der Schweiz viele Leute, die es lange einfach nicht glauben konnten, daß in der Welt so viel Lug und Trug sein sollten, daß es Staatsmänner, die zu höchster Macht aufsteigen können, sollte geben können, deren Wort nicht hätte Vertrauen entgegengebracht werden können."

Sankta Simplizitas! hätte der Berichterstatter noch ausrufen sollen. Doch nein; denn weit mehr als Simplizität der Geister war es ein Mangel an Sinn für Menschlichkeit, ein Sympathisieren mit dem Erfolgreichen, auch wenn man wußte, wie anfechtbar die Mittel waren, die zu solchem Erfolge geführt hatten, ein Leisetreten gegenüber dem Gewaltigen.

In Dänemark

können von nun an Frauen, welche die erforderlichen theologischen Examina abgelegt haben, Pfarramtsstellungen annehmen. Wir freuen uns dieser Tatsache und möchten nur wünschen, daß die schweizerischen Kreise, die dafür verantwortlich sind, daß bei uns die Frauen noch so weitgehend vom Pfarramt fern gehalten werden, dem dänischen Beispiel folgen wollten.

Alexandra Kollontay

eine der bekanntesten Politikerinnen Rußlands, die während vieler Jahre in Stockholm russische Gesandtin war, soll, wie Reuter meldet, demnächst im Haag als russische Gesandtin in den Niederlanden erwartet werden.

Immer wieder

wird von den Fachkundigen darauf hingewiesen, daß es keine wirksame Verteidigung gegen die Atombombe gäbe. Vor der Zürcher Studentenschaft sprach sich Prof. Urey, Direktor des Institutes für Kernforschung an der Universität Chicago im gleichen Sinne aus. Er befürwortet die internationale Kontrolle der Atomenergie, die von einer Institution, wie z. B. die UNO ausgeführt werden müßte. Doch müßte diese Institution mit absoluter Autorität ausgestattet werden, die allein ihr die Durchführung einer solchen Aufgabe ermöglichen würde.

Meißener Porzellan

das, wo immer wir ihm begegnen, von uns als Augenweide, als Zeugnis hoher Kunst gewertet wird, dürfte von nun an für lange Zeit unerreichbar geworden sein: Die altberühmte Porzellanmanufaktur in Meißen (Sachsen) ist in den Staatsbesitz der Sowjetunion übergegangen und die gesamte Produktion wird nach Rußland überführt. Ob die Fabrik in Deutschland bleibt oder nach Rußland verpflanzt wird, ist noch eine offene Frage.

E. B.

BAHNHOFBUFFET
Inh. Remus Bern
Zürich

Gruß des Lebens, sie ihm als Zeichen der Erneuerung, der Hoffnung zu bringen.

Sie stand vor der bekannten Türe. Sie klopfte, niemand öffnete. Sie lauschte. Sie hörte einen seltsamen Laut, den sie sich nicht erklären konnte, der sie jedoch jäh erschreckte. Sie rief, sie stieß mit dem Fuß an die Türe. Ohne Erfolg. Das Röcheln, Stöhnen oder was es war, ging immer weiter. Michaela suchte den Hausmeister, jemand mußte ihr öffnen. Sie fand ihn nicht. Der ganze Häuserblock stünde unter einem einzigen, sagten ihr die Leute, bei denen sie geschellt hatte, er wohne in einem andern Haus und komme sowieso erst am Abend heim. Michaela erklärte worum es sich handelte. Ein alter Mann wollte mit seinen Schlüsseln versuchen und stieg mit ihr hinauf. Das Röcheln war schwächer geworden, doch immer noch hörbar. Der Mann versuchte alle Schlüssel, die er bei sich trug, keiner schloß auf. Er läutete an verschiedenen Türen im Haus und ließ sich alle Schlüssel geben. Kinder, alte und junge Frauen kamen aus Neugierde mit. Endlich drehte sich ein Schlüssel. Michaela stürzte hinein. Hermann Hübscher lag auf seinem Bett in Fieberglut, beängstigendes Stöhnen hob und senkte seine Brust. Unendlich erstaunt wandte er den Kopf und sah Michaela an, um sogleich wieder die Augen zu schließen. Die Leute redeten leise, stellten eine Erkrankung fest und erboten sich, einen Arzt zu holen. Michaela bat darum, rasch, den nächsten. Sie rückte sein zerwühltes Bettzeug zurecht, sie trocknete ihm die schweißnasse Stirne. Der Arzt kam bald und erkannte bei seiner Untersuchung eine schwere Lungenentzündung. Er entnahm seinem Koffer verschiedene Gegenstände, er machte eine Spritze, gab Pulver ein. Michaela ging ihm zur Hand wie sie konnte. Er verordnete Wickel.

„Werden Sie das machen?", fragte er Michaela." Er braucht strenge Beaufsichtigung. Das Beste wäre Spital, doch kann ich ihn in seinem Zustand nicht transportieren. Können Sie bleiben?"

Michaela nickte. Was hätte sie auch anderes tun sollen? Wenn der Arzt sie auch nicht gefragt hätte, wie hätte sie von seinem Bette weichen können? Wie hätte sie ihn allein lassen können eine ganze schwere Krankheitsnacht. Und so blieb sie allein bei ihm, als alle gingen. Es war ihr wie ein Traum. Sie machte alles, was der Arzt verordnet hatte, beim milden Schein einer Wachskerze, die sie gefunden hatte. Er wurde ruhiger als beim grellen Licht. Zwischen zwei Handreichungen legte sie sich auf das kleine grüne Sofa und entschlummerte halb, bei der leisesten Bewegung des Kranken fuhr sie auf zu tun, was nötig war. Als sie sich einmal eben wieder gelegt hatte, fielen ihr die zerwelkten Gänseblümchen ein, denen sie kein Wasser gegeben hatte. Sie hatte so vieles versäumt. Jetzt wollte sie nichts mehr versäumen. Sie tastete wieder nach den Streichhölzern, machte abermals Licht, fand die kleinen Blumen auf dem Tisch, weiß und rosig, entdeckte einen Eierbecher, der ihr als kleine Vase diente. Sie stellte ihn neben das Bett des Kranken. Er atmete noch schwer, doch gleichmäßig. Sie betrachtete sein schmales edel geformtes Gesicht, die tief eingesunkenen Augen, die vorspringende Nase, den schmerzgezeichneten Mund bei ihrem flackernden kleinen Licht, und ein unendliches Weh um diesen Menschen zog in sie ein. „Hätte sie nicht die Macht gehabt, die Zerstörung durch die dunklen Gewalten von diesem zarten Gebilde fernzuhalten, diesen edlen Geist zu schützen vor der Unterwelt, der er anheimgefallen war? Warum ist sie ihm so spät erst begegnet? Aber vielleicht ist die Rettung noch möglich. Nur durfte sie nichts mehr versäumen.

Gegen Morgen stellte sich wieder das Röcheln vom Vortag ein, sein Gesicht erschien ganz eingefallen. Michaela ließ wieder den Arzt holen. Dieser gab dem Kranken wieder eine Spritze und unterwies Michaela in der Handhabung derselben. Michaela dachte wie in einem Traum: Jetzt werden im Geschäft die Läden aufgemacht, die Mädchen sind beschäftigt mit Putzen und Saubermachen, die ersten Kunden stellen sich ein. Michaela fehlt. Sie ist an einen anderen Posten gestellt. Sie muß den Ofen heizen, Tee kochen, Medizin eingeben, mit Wickeltüchern einen schmalen Leib umwinden.

Sie sollte etwas in der Apotheke holen, ihr Geld reichte nicht mehr aus. Sie suchte nach Geld in der Wohnung und fand keines, nur ein paar kleine Münzen waren noch in seinem Geldbeutel. Sie wußte den Verlag, für den er arbeitete. Dort lag sicher Geld für ihn bereit, er hatte doch fleißig gearbeitet. Sie suchte die Zettel zusammen, die er wohl abzuliefern hatte. Nach der Spritze war der Kranke ruhiger geworden. Michaela durfte ihn wohl etwas allein lassen. Sie bat die Frau, die unter ihm wohnte, ein wenig zu lauschen, sie hatte zwar zu waschen, aber sie wollte doch einmal nach ihm sehen.

Im Geschäft wurde sie freundlich empfangen, doch die Gesichter verzogen sich, als sie ihr Anliegen vorgebracht hatte. Dr. Hübscher möchte einen Vorschuß? Michaela sagte, sie glaube, man wäre ihm wohl noch etwas schuldig, er habe doch wohl kürzlich Arbeiten abgeliefert? Abgeliefert habe er etwas, entgegnete man ihr, doch Arbeiten seien das nicht zu nennen. Ganz konfus stünden ihr Dinge durcheinander, und wenn man sie im Werk nachschlüge, so stimme überhaupt nichts. Dr. Hübscher müsse eben eine sehr schlechte Zeit haben, das kenne man ja von ihm. Michaela sagte, er sei schwer erkrankt. Bei diesen Worten sah sie der Geschäftsführer, mit dem sie sprach, über die Brille an: Da wäre es wohl am besten, sich mit seinem Bruder in Verbindung zu setzen. Da er Michaela anmerkte, daß ihr dessen Existenz unbekannt war, schlug er vor, es ihr abzunehmen. Schon ergriff er den Hörer, ein Fräulein suchte ihm rasch die Nummer mit flinken Fingern und Augen heraus, er redete schon in den Apparat, er erfahre eben zu seinem Bedauern, daß es dem Bruder schlecht ginge, nein, nicht nur das Gewöhnliche, eine ernstliche Erkrankung. Er hörte auf die Antwort, wiederholte noch einige Ja und Gewiß und erklärte Michaela, der Bruder möchte auf dem Laufenden gehalten werden, so wie er selber auch, er erwarte also ihren Anruf, wenn irgend eine Veränderung eintreten würde, er würde die Nachricht dann weiterleiten.

Michaela hatte das lange Warten kaum ausgehalten, wie geht es ihm? wie geht es ihm? die Frage war wie ein Wind in ihrem Rücken, der sie jagte. Warum habe ich ihm nicht geholfen bei seiner Arbeit, das wäre wichtiger gewesen als Brot verkaufen, mußte sie immerfort denken. Sie fand ihn, wie sie ihn verlassen hatte, den Gesicht schweifend, den Leib in Not. Es war wieder Zeit für Medizin, für einen Wickel. Er ließ sich alles

Frauenparlament

Der Frühschein tropft kühles Morgenlicht über das Häuflein an den Hang geklebter Bauten, und in seiner noch etwas kraftlosen, herben Helle entdämmert der hofartige Platz, der das Dorfzentrum von Fleggia bildet.

Trotz der frühen Morgenzeit füllt Geschrei und heftiges Reden den Hof wie eine wilde Brandung. Was in aller Welt ist geschehen? Frühaufsteher sind sie ja allesamt hier herum, aber das ist höchstens am Aufschlagen von Noras Fensterladen wahrzunehmen oder am Rumoren in Mengas Küche.

Einmal mehr freue ich mich, daß mein hochgelegenes Zimmer über die Parkmauer hinüber Sicht gewährt in das dörfliche Leben.

Ein Bild von bezaubernder Eigenart lohnt den Verzicht aufs Weiterschlafen im warmen Bett.

Im Helldunkel der Morgenfrühe stehen rings an den Hausmauern die Bäuerinnen von Fleggia in ihren meist dunkeln Kleidern, schwarze Tücher um den Kopf geschlungen, die gerla am Rücken oder neben sich an die Mauer gelehnt. Einige haben Rechen oder Sensen neben sich stehen. Wie dunkle, schlankaufgerichtete, lebendige Statuen zieren sie einzeln die leise ins Licht wachsenden Mauern. Daß sie lebendig sind, überlebendig, beweisen die heftig gellenden Stimmen. Es ist Geschrei, man kann es nicht anders nennen — aber irgendwie diszipliniertes Geschrei, wenn der Ausdruck gestattet ist. Jede der Parlamentarierinnen steht an ihrem Platz: Rücken ans Festgefügte der Dorfmauer, Gesicht den andern zugekehrt und nur die aufgewendete Lungenkraft und die heftig bewegten Hände verraten den jeweiligen Grad der Reaktion.

Unwahrscheinlich rasch reihen sich die vokalreichen Laute aneinander. Ganze Ketten durchpfeilen, teilen, überschneiden die Luft, hängen wie Guirlanden zwischen den Mauern, hallen wieder, erwecken ein taumelndes Echo.

Es ist nicht anders als wie die Regen-Sturzbäche in diesem südlichen Lande: heftig, ja wütend sausen sie hernieder, überfluten alles in kurzer Zeit — und sind wie weggeblasen, kaum daß man sich ihrer stürzenden Wucht bewußt geworden. — So auch hier:

„Ebbene!" — „Alora così!" — „Tsao!" ... Und weg sind die dunklen Schemen. Morgenstille schwingt hörbar nach dem Palaver zwischen den grauen Häusern, goldenes Licht wandert auf schrägen Brücken den Mauern entlang abwärts, ein zartes Flimmern will feinen schimmernden Reichtum in den Hof gießen — Licht und Wärme schütten ihre täglich neu beglückenden Gaben über das morgenstille Tal.

Was hier in der Frühe sich abgespielt hat, ist wirklich eine Parlamentstagung gewesen. Die Frauen von Fleggia haben gemeinsame Sorgen, die besprochen und erledigt werden müssen. Dazu taugt der frühe Morgen. So kann der Tag in Ordnung beginnen, der gemeinsame Entscheid durchgeführt werden und im übrigen geht keine Zeit verloren.

Es ist heute der erste Oktober. Die Schafe, die den ganzen Sommer über und bis weit in den Herbst hinein auf den Weiden des Caval drossa oder Baro auf 1000 bis 1400 Meter Höhe ein unbeschwertes Wanderleben geführt haben, gehütet und betreut durch die von den Frauen der Gemeinde angestellten Hüterbuben, sind zurückgekehrt, weil die Kinder zur Schule müssen. Sie werden auf den Alpen oberhalb des Dörfchens weitergrasen, aber das Amt des Hütens fällt jetzt den Frauen zu.

Wer hat nun den Anfang zu machen, wer fährt weiter? Das waren die Traktanden die in dieser Morgenfrühe zur Diskussion gestanden haben. Ein ungeschriebenes Gesetz bestimmt, daß jede Dorfbewohnerin so viele Tage hintereinander hüten muß, als sie Schafe besitzt und daß das Amt reihum ausgeübt werden soll. Wer nicht hüten will, hat jemanden dafür anzustellen.

Einfach und logisch wird hier verfahren, mündlich und zeitig erörtert, rasch und selbstverständlich gehandelt.

Nicht, daß es sich um Kleinigkeiten drehte. Die Schafe sind wichtig. Ihre Wolle ist unentbehrlich. Bald werden sie geschoren sein, und dann liegen überall die gewaschenen Vliese zum Trocknen aus, und nicht lange wird es dauern, da spinnt die nonna am Herdfeuer von der Kunkel den kräftigen, etwas rauhen Faden, und Frauen und Töchter tragen auf ihren Gängen in die Kastanienwälder das Strickzeug in den Händen.

Denn Socken müssen her, viel Socken. Dicke, derbe, warme, hausgemachte Ware. Für die Männer, wenn sie zu Weihnachten von den Bauplätzen der deutschen Schweiz ans Herdfeuer zurückkehren, für die Kinder, für alle. Jetzt mögen es etwa fünfzig Einwohner sein, die den kleinen Gemeindestaat bilden, dann aber, zu Weihnachten, wenn die alljährlich ersehnte Wiederkehr Vereinigung und Freude bedeutet, werden es deren etwa 130 sein. Viel Wollgestricktes muß alsdann bereit liegen, um zusammen mit dem glutenden Herdfeuer zu helfen, die kurzen Tage der frostigen Monate ohne Erkältungen zu überstehen.

Um gerüstet zu sein, muß der erste Oktober Ordnung schaffen. Da die Männer fort sind, amten die Frauen. Sie haben keinen Sitzungssaal und beziehen kein Taggeld. Aber wie in jedem Parlament fassen sie ihre Beschlüsse auf gegenseitige Aussprache hin, halten sich daran, verlieren keine Zeit und regieren ihren kleinen Staat mit sichtbarem Erfolg.

Und weil sie zum Verstand Herz und Gemüt mitsprechen lassen, pulst herzwärme mit — und wahrscheinlich nicht zum Schaden des Ganzen.

Werden die Tessiner Männer noch lange die einzigen sein, die solches merken?

Mathilde Wucher

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 257 72

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Zu den selbstkritischen Betrachtungen über das Frauenstimmrecht

Die junge Schweizerin hat gewiß sehr vielen Frauen aus der Seele gesprochen. In der richtigen Erziehung der Kinder liegt nun wirklich das Wesentliche, nicht nur zur Erlangung unserer Rechte, sondern auch zur Erlangung des wahren Menschentums.

Damit aber eine Mutter ihre Kinder im rechten Sinne zu erziehen vermag, muß sie selber erzogen sein, und wenn ihre Eltern es daran fehlen ließen, muß sie das Versäumte selbst zu erreichen suchen. Selbsterkenntnis, Selbsterziehung und ergiebes, bewußtes Denken sind die hohen Aufgaben jedes Menschen; nur durch sie, nur durch unermüdliche, zweifelsfreie Arbeit an sich gelangt der Mensch und insbesondere die Frau zur harmonischen Entwicklung der Persönlichkeit, zur Veredlung des Wesens und damit zum eigentlichen Sinn des Lebens.

Doch wie unendlich vielen Menschen ist diese Einsicht gänzlich fremd oder verborgen. Unter ihnen sind unzählige Mütter, die dann eben die Erziehung ihrer Kinder dem Geratewohl des Zufalls oder dem Leben selber überlassen. Sehr viele junge Menschen geraten dadurch in Unglück und Schuld, wovor sie durch eine weise Mutter hätten bewahrt werden können. Von verantwortungslosen Müttern wird auch die wunderbarste Gabe, welche dem weiblichen Geschlecht gegeben ist, die Mutterliebe, durch eine unwürdige Verzärtelung des Kindchens entwürdigt. Unzählige Frauen betrachten ihr Neugeborenes nicht als ein Wesen für sich, sondern als ihr persönliches Eigentum, als etwas ganz ihnen Zugehöriges, das sie nun für manche Enttäuschungen in Liebe und Ehe entschädigen soll, und das sie mit ungehemmten Liebesbezeugungen überschütten. Keinen Augenblick denken sie daran, daß sie für dieses Kind verantwortlich sind, daß all ihr Tun und Lassen in dem für alle Eindrücke so empfänglichen Gemüt des Kindes haften bleiben. Was einem Kinde in seinen ersten Lebensjahren an Wort und Beispiel geboten wird, ist für sein ganzes Leben von entscheidendem Einfluß. Und das Kind hat eine ausgezeichnete Beobachtungsgabe. Schon vom zweiten Lebensmonat an, viel früher als die Eltern es ahnen, lernt es, seine Umgebung richtig einzuschätzen und es versteht vorzüglich, schon früh seinen Willen durchzusetzen, wenn die Unvernunft der Eltern es gestattet oder noch unterstützt. Aus Erfahrungen in Kinderpflege mag erwähnt werden, wie ein noch nicht sechs Monate altes Bübchen vor Zorn seinen Schoppen nicht mehr trank, wenn er ihm nicht vor allen andern Kindern gereicht wurde; es ließ die mit den Schoppen zur Tür hereinkommenden Schwester keinen Moment aus den Augen, um zu sehen, ob sie nun wirklich zuerst zu ihm komme, und wenn das aus erzieherischen Gründen nicht geschah, schrie es sich ganz blau und atemlos, so daß aus gesundheitlichen Rücksichten ihm sein Wille manchmal doch erfüllt werden mußte. Man darf daher mit der Erziehung nicht warten, bis die Kinder größer geworden sind, sondern muß vom ersten Tage an damit beginnen. So manche Mutter klagt auch, oder ist sogar stolz darauf, daß ihr Kind eben nervös sei. Sie ahnt nicht, daß ihre eigene innere Unruhe, die Unzufriedenheit ihres Herzens den Grund zu dieser kindlichen Nervosität oder besser Ungezogenheit gelegt hat, weil sie dem Kinde die so nötige Ruhe nicht gewährte, die besonders im Säuglingsalter unerläßlich ist, wenn das Kind an seiner geistigen und leiblichen Gesundheit Schaden leiden soll.

Dem allem kann nur aufrichtige Selbsterkenntnis und Selbsterziehung abhelfen. Für eine Mutter heißt das aber auch Selbstbeherrschung, weise Zurückhaltung im edelsten Trieb, in der Mutterliebe, damit sich diese nicht etwa triebhaft, ungezügelt auswirke, sondern stets der Einsicht untergeordnet bleibe. Selbstlose Hingabe an das hohe Ziel, die Kinder zu wertvollen Gliedern menschlicher Gemeinschaft heranzubilden, muß das Tun einer Mutter leiten. Nicht blinde Leidenschaft, nicht Hemmungsloses Liebeschenkenwollen, sondern weise Beherrschung in Gedanken an das Wohl des Kindes.

Noch auf eine andere Ursache des Widerstandes unserer Väter, Ehepartner, Brüder und Freunde gegen das Mitspracherecht der Frau in Staats- und Gemeindeangelegenheiten muß hingewiesen werden. So mancher Mann muß zu Hause schweigen, weil sich der Wille seiner Ehefrau über Gebühr geltend macht. Solche Männer werden sich bis zum Äußersten gegen das Stimm- und Wahlrecht der Frauen wehren. Denn irgendwo wollen sie doch auch mitreden dürfen. Und so mancher, im Grunde herzensgute Mann wird durch das beständige Regieren und Recht-habenwollen seiner Frau aus dem Hause getrieben; er sucht vielleicht zuerst nur widerwillig das Wirtshaus auf, fühlt sich dort aber bald mehr daheim als bei sich zu Hause, und wird nach und nach zum Trinker. Gewiß kann gesagt werden, das seien an sich schwache, widerstandslose Menschen. Aber gerade sie hätten ein liebendes Einsehen und Nachgehen der Frau am allernotwendigsten. Mehr als gedacht und gewußt werden will, liegt die Ursache so vieler unglücklicher Ehen im hemmungslosen Wesen der Frauen. Auch da gibt es kein anderes Mittel als Selbsterkenntnis und Selbsterziehung. Die Frau muß im gegebenen Augenblick ihrem eigenen Willen, der oft nur Eigenwille und Eigensinn ist, entsagen können Frauliches, liebevolles Nachgeben, auch dann, wenn sie im Recht wäre, weckt stets etwas Versöhnendes im männlichen Gemüt. Und gewiß gibt es auch in jedem Manne Liebenswertes und Achtung Gebietendes, wenn es nur aufrichtig gesucht wird. Beide Ehepartner benötigen Liebe und Einsicht, um das Gegensätzliche und Feindliche in ihren Charakteren auszugleichen. Aber vor allem ist es der Frau gegeben, durch ihre hingebende Liebe und ihre Einsicht das Glück ihrer Familie zu gründen und zu bewahren.

B. E.

Und versucht man dann — sorgfältig tastend — nach Gründen zu forschen, die den Hausfrauen die Gleichberechtigung als eine „Hausfrauenquälerei" erscheinen lassen, so stößt man dabei in den meisten Fällen auf ganz irrige Auffassungen.

Es scheint mir nicht unwichtig zu sein, einmal die Stellung der Hausfrau zur Frage der Gleichberechtigung ins klare Licht zu rücken.

Was die meisten Hausfrauen dazu bewegt, dem Frauenstimmrecht feindlich gesinnt zu sein, ist die Angst, man könnte ihnen mit der Stimmberechtigung und Gleichschaltung mit dem Manne das Recht, „nur Hausfrau zu sein", nehmen. Im Zusammenhang mit der Gleichberechtigung wird zuviel über das Joch des Haushaltes geschrieben und gesprochen und die Erlösung der Frau von all diesen Haushaltungssorgen wird in allen Tönen gepriesen und verherrlicht, so daß die Frauen, die in ihrem Haushalte ihre ganze Pflichterfüllung sehen und sich mit Liebe und Hingabe diesen Pflichten neigen, sich natürlicherweise von der Gleichberechtigung abgestoßen fühlen. Ihr innerstes Wesen ist mit solcher Freude ans Heim gebunden, daß sie davon keine Befreiung wünschen, sondern diese noch vertiefen wollen. Und meistens verquicken sie mit dem Gedanken ans Frauenstimmrecht die Verpflichtung einer politischen Aktualitäten halten sollte", ist mir schon oft bekannt worden. Und auf meine Antwort, daß dies ja gar nicht nötig sei, es könne ja auch noch lange nicht jeder Mann politische Reden halten, hat es dann jeweils nachdenkliche Gesichter gegeben.

Viel zu wenig hat man bis jetzt in der Propaganda für das Frauenstimmrecht Rücksicht auf die Frau, die in erster Linie Hausfrau und Mutter sein will, genommen. Im Gegenteil, man hat, im Uebereifer vielleicht, das Hohelied der berufstätigen Frau gesungen und damit eigentlich die Hausfrauen als solche in ihrer Stellung degradiert. Der Umstand, daß bis jetzt die Hausangestellten noch von keiner Organisation erfaßt werden konnten und auch nur mangelhaften Rechtsschutz genießen, mag die Mißachtung des Haushaltberufes richtig kennzeichnen.

Die Gleichberechtigung der Frau soll absolut nicht dazu verwendet werden, um die dem Heime ganz ergebene Frau daraus zu vertreiben, nur weil es jetzt „Mode" geworden ist, daß die gleichberechtigte Frau einem Beruf nachgeht. Es ist im Gegenteil darauf zu achten, daß der Frau, die ihre Aufgaben im Haushalt sieht, diese Aufgaben gewissermaßen auch zu einem Beruf gemacht werden, der in aller Oeffentlichkeit als solcher Anerkennung findet.

Es wird schwierig sein, der Hausfrau einen eigentlichen Lohn für ihre Arbeit im Hause zu bezahlen. Doch eines wird möglich sein, daß ihre Tätigkeit geldlich bewertet wird. Anhand ihrer geleisteten Arbeit im Bereiche des Haushaltes soll ihr eine bestimmte Lohnsumme gutgeschrieben werden. Jeder Ehemann würde sicher staunen, wieviel Verdienst seiner Frau durch ihre Betreuung der Familie eigentlich zukommen sollte. Diese Art Anerkennung der geleisteten Dienste würde sich unbedingt günstig auf die Hausfrau auswirken. Etwelche Minderwertigkeitsgefühle könnten auf diese Weise bestimmt zum Verschwinden gebracht werden. Ja, ich behaupte sogar, daß manche Hausfrau dadurch eine ganz andere Einstellung zu ihrer Arbeit bekäme. Hat sie das Haushalten von jeher geliebt, so würde sie auf Grund der Lohnbewertung die Verantwortung für ihre Tätigkeit noch freudiger auf sich nehmen und, was mir vor allem wichtig scheint, sie würde sich der berufstätigen Frau gegenüber nicht mehr zurückgesetzt fühlen.

Das Arbeiten im Haushalt zu einem Beruf erklären, will aber auch heißen, der Hausfrau die Wichtigkeit dieses Berufes im volkswirtschaftlichen Sektor klarzulegen. Sie wird — als Berufsmensch anerkannt — so viel eher Interesse an den außerhäuslichen Problemen finden, die ja im Grunde genommen auch ihre eigenen Probleme sind.

Ich selbst bin auch Hausfrau und Mutter, und ich habe mich schon lange zu der Erkenntnis durchgerungen, daß keine noch so gut bezahlte Tätigkeit außer Hause mir so viel Freude und moralische Genugtuung einbringen könnte, wie dies in der Gestaltung meines Haushaltes der Fall ist. Nirgends könnte ich so frei und nach eigenem Ermessen schalten und walten wie daheim. Aber — und dieses Aber stellt die Forderung, die ich an alle Hausfrauen richten möchte — ich habe auch erkannt, daß der Haushalt die geistigen Kräfte der Hausfrau nicht total absorbieren darf ... Gerade weil eine jede Familie volkswirtschaftliche Bedeutung besitzt, ist es wichtig, diese Bedeutung zu erkennen, ihr nachzugehen und darauf zu stoßen, daß eigentlich mit Hilfe der Frau und besonders auch der Hausfrau dem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben neuer Impuls gegeben werden könnte.

Neue Gesetze werden zur Abstimmung vor das Volk gebracht. Vielleicht wird auch das Referendum für die Alters- und Hinterbliebenenversicherung ergriffen. Und, frage ich mich, wäre es nicht gut, wenn wir Frauen gerade bei dieser Gesetzesabstimmung unsere bejahende Stimme an der Urne abgeben könnten!? In den meisten Fällen ist die Hausfrau ja die Verwalterin des Zahltages, sie weiß um seine große Bedeutung, um die vielen Sorgen, die sich an das Zahltagssäcklein hängen, wenn der Lohn zu klein ist.

Wir sehen, die Hausfrau muß mitbestrebt sein, das Mitbestimmungsrecht in kürzester Frist zu erringen.

Elsy Bißig-Herzig.

Es geht auch die Hausfrauen an

Immer wieder passiert es, daß, wenn ich mit Hausfrauen im Gespräch auf das Frauenstimmrecht zu reden komme, sie mir mit energischem Kopfschütteln erklären: „Nein, nein, das ist nichts für mich, ich habe genug mit meinem Haushalt zu tun, wie sollte ich da noch Zeit finden, mich mit Politik zu befassen?"

Die letzte Müllerin

Wie die „Basler Nachrichten" melden, ist in der Nähe des Dorfes Misox die letzte Müllerin dieses Tales gestorben, 80 Jahre alt. — Wie wenig kennen die Frauen selbst unseres kleinen Landes einander und wie wenig wissen wir um ihre Berufe und ihr täg-

ohne Bewußtsein geschehen. Der Tag verging, ihm folgte eine Nacht gleich der ersten.

Als wieder der Morgen graute, war er in großer Angst und Atemnot, doch wacher als bisher. Er erkannte Michaela mit Verwunderung. Er schien sich an etwas erinnern zu wollen, das er nicht zusammenbrachte. Dann fing er zu reden an, zwischen Hustenanfällen und Stöhnen. Tränen rannen über seine eingefallenen Wangen.

„Ich sollte eine Schale bringen, angefüllt mit Dank. Sie ist in meinen Händen zerbrochen. Das Mädchen Michaela trägt ihre ganze Schale, liebend, bildend, dankend. Ich hatte den Drang zu ähnlicher Hingabe. Ich habe den Weg verfehlt. Die Liebe hat mich verstoßen. Zur Kunst fehlte mir die Kraft. Zum Göttlichen der Zugang. Ich gab mich den falschen Gewalten hin, die statt zu segnen vernichten. Aber es ist ein Glück, daß sie da ist, daß sie tut, was ich sollte. Keiner kann es dem anderen abnehmen, aber es ist ein Trost, daß es doch noch getan wird. Ich kann Gott nur die Scherben in meiner Hand zeigen, aber ich weise auf die schöne Schale in ihren Händen hin, segne Gott und preise ihn also: Mein ist es nicht aber Dein. Die große Glocke läutet wieder mächtig, übermächtig in Harmonien, mein kleines Glöcklein läutet mit, läutet mit, es hat wieder eine Stimme erlangt, der Sprung ist geheilt, es läutet, läutet mit. — Ich darf es bekennen, Ich tat nicht mutwillig Böses irgend einem außer mir selber. — Die Rosen duften, duften überall ..."

Er tastete mit den Händen über den Nachttisch hin, Michaela reichte ihm den kleinen Eierbecher mit den Blümchen. Ein seliger Schein ging über sein Gesicht.

„Solche Blümchen gab es auf der Wiese, auf der ich spielte und fröhlich war, als Mutter noch über mir betete. Solche Blümchen. Mutter machte Ketten und Kränze und tat sie uns Kindern um. Mutter, ich war dein Liebling, erkennst du mich noch? Hab ich nicht wieder ein Kettlein um von kleinen lieblichen Blumen, weiß und rosa, Mutter, Mutter, wo bist du? Dein Liebling weint, er hat sich weh getan, Mutter, so weh ....."

Er sank vor Schwäche zurück, die Atemnot war wieder groß, die Schmerzen wuchsen, eine Spritze brachte keine Erleichterung. Der Arzt kam und sagte Michaela, es handle sich nur noch um Stunden, sie solle auch etwas ruhen. Doch Michaela saß wieder eine ganze Nacht wachend an seinem Bett, weinend, helfend, tragend, sich verwundernd, wie ihr geschah. Der Arzt fand am Morgen nichts mehr zu tun, die wilde Not war einem Dämmerzein gewichen, einem leisen Versickern, Verrinnen. Und doch ging es noch einen ganzen Tag bis zum Abend, dann war Michaela allein mit einem Toten. Es war ein Einschlafen mehr gewesen als ein Kampf, ein sich Verhauchen, Vergehen. Michaela betete neben seinem Bett knieend, wie sie es schon seit Stunden getan hatte, dann fiel ihr ein, sie sollte dem Verlag Bescheid geben, daß der Bruder benachrichtigt werde. Doch war es heute zu spät. So zündete sie die letzte Kerze an, die sie noch im Nachttisch gefunden hatte, und machte noch eine Nacht.

Am Morgen telephonierte sie, darauf ging sie noch einmal zu ihm hinauf. Der Bruder kam mit seiner Frau. Er gönnte dem Toten sein Teil, die Lösung, die Erlösung zugleich war. Er fragte Michaela, wie sie dazu gekommen sei, ihn zu pflegen? Sie erzählte etwas, was weder er noch seine Frau recht verstanden. Sie waren gepflegte, elegante Menschen, die nicht in diese Armseligkeit paßten. Michaela sagte, sie müsse jetzt heimgehen, es war ihnen recht, sie hätten ohnehin noch allerlei hier zu tun, die Todesanzeige aufsetzen, das Inventar aufnehmen und anderes. Michaela getraute sich kaum einen letzten Blick auf den Toten zu werfen.

Sie fuhr den weiten Weg ans andere Ende der Stadt. Sie hörte, wie ein junges Mädchen zu seinem Begleiter sagte:

„Die sieht aus wie aus dem Beinhaus entsprungen." Michaela wußte nicht sicher, ob sie gemeint war, es war ihr auch gleichgültig, wie sie aussah. Sie wollte nichts als schlafen. So wankte sie endlich die fünf Treppen zu ihrem Zimmer hinauf. Sie wollte ausrechnen, wie viele Tage sie fortgewesen war, sie kam nicht zurecht. Sie zog sich aus und legte sich schlafen. Gegen Abend klopfte es an ihre Türe, sie rief Ja, setzte sich auf und besann sich, wo sie war.

„Fräulein Michaela, sind Sie da?"

Es war die Stimme ihrer Hausfrau.

„Ich öffne gleich", rief Michaela und warf sich etwas über.

„Sind Sie zurück", sagte die Frau, „endlich? Wie haben Sie uns Angst gemacht. Was war denn los?"

Michaela legte sich wieder. Sie fragte:

„So haben Sie gemerkt, daß ich fort war? Wir jehen uns doch oft Tage nicht."

Die Frau erwiderte:

„Das ist wahr. Ich wurde auch erst aufmerksam, als ich von der Bäckerei ans Telephon gerufen wurde, wieso Sie unentschuldigt fehlten? Ich geriet in Sorge. Die Junge am Telephon sagte mir, Sie seien sicher bei dem Herrn mit dem Hut. Ich verstand sie nicht. Sie erklärte mir etwas. Ich glaubte ihr nicht. Ich war in solcher Angst, ich klopfte jeden Abend, wenn ich von der Arbeit heimkam, ob Sie da seien."

Michaela erwiderte:

„Ich war doch bei einem Herrn." Sie versuchte der Frau alles zu erklären und war froh, daß ein anderer Mensch mit ihr dieses Seltsame, Schwere alles jetzt wußte. Die Frau meinte, es sei gut, daß es zu diesem Ende gekommen sei, nur werde sie sich nun eine neue Stelle suchen müssen. Wahrscheinlich sei eine andere angestellt worden. Michaela legte sich wieder zurück, sie mußte schlafen, nichts als schlafen.

Die Frau sorgte für sie. Sie brachte ihr Milch und Brot. Sie sah am anderen Tag die Zeitungen durch nach der Todesanzeige, denn Michaela wollte zur Beerdigung gehen.

Es regnete in Strömen. Mehr Menschen als Michaela gedacht hatte, waren in der Leichenhalle versammelt. Als sich der Zug in Bewegung setzte, ging Michaela zu allerhinterst. Sie sah den schwarzen Wagen mit den Kränzen vor sich schwanken. Sie sah sein Gesicht vor sich, wie es sich im Tode verwandelt hatte, als die Spuren der letzten Anstrengung geschwunden waren und es sich im Frieden einfand. Sein zartes geistiges Wesen war sichtbar geworden. Warum hat es nicht im Leben so sein können? Michaela dachte an alle Gesichter von Männern, die sie kannte, keines hatte diese Möglichkeit, nur das seine. Aber er hatte daraus eine Maske von Starrheit und Trauer gemacht.

liches Ringen um die Erfüllung ihrer mannigfachen Pflichten. „Alle Wassermühlen des Tales sind nun durch elektrische Betriebe ersetzt worden", meldet die Zeitung weiter. Wie wird dieser Frau gewesen sein, als ihr, die wohl wie die meisten ihrer ländlichen Schwestern bis ins hohe Alter von unermüdlicher Arbeitsfreudigkeit beseelt war, die geliebte Arbeit durch die moderne Technisierung entzogen wurde! Die letzte Müllerin des Tales — wie viel hätte sie uns zu sagen gewußt, wäre sie darum befragt worden! Mit den Bergbauernfamilien, die einen Teil ihrer wenigen Ackererde mit Brotgetreide anbauten, wird sie sich in den Jahren guter Ernte gefreut und wird mit ihnen bekümmert die mageren durchgemacht haben. (Welche den Städterinnen kaum bekannte Sorgen die „mageren Jahre" für eine Landschaft bedeuten, hat uns in der letzten Nummer des „Frauenblattes" der Artikel einer Bäuerin „Zu der diesjährigen Getreideabnahme" wieder einmal zum Bewußtsein gebracht.) Von jedem Sack Korn, der unserer „letzten Müllerin ihres Tales" zum Mahlen herzugetragen wurde, wird sie den Eigentümer gekannt und wird seinem Mehl, das ihre Mühle aus dem Korn gewonnen, gute Wünsche für ihn und seine Familie mitgegeben haben, wohl wissend, was ein einziger Sack des kostbaren „weißen Staubes" für eine Familie bedeutete. Das Wasserrad ihrer Mühle mag ihrem Herzen Lieder der Trauer um den dingeschiedenen Gatten und vielleicht auch solche der Freude über Kinder und Enkel gesungen haben. Daß uns eine Bündner Dichterin das Leben einer solchen Müllerin aus nun vergangener Zeit schildern möchte! Es würde wohl ein Stück Geschichte des ganzen Tales Misox, eines der verborgenen und doch so wertvollen Täler unserer Schweizerheimat werden. :-l-

Als Stagiaire ins Ausland

In den Jahren 1935—1939 hatte die Schweiz Stagiaires-Abkommen mit verschiedenen Ländern abgeschlossen, die es jungen Leuten beiderlei Geschlechts erlaubten, während eines Jahres im Ausland eine bezahlte Stelle in ihrem Beruf anzunehmen. Diese Vereinbarungen gerieten während des Krieges in Vergessenheit, können jetzt aber dank den Bemühungen des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit wieder angewendet werden. Der schweizerische Arbeitsmarkt vermag zwar alle Arbeitskräfte zu beschäftigen, und die Auswanderung wird gegenwärtig von den Arbeitgebern keineswegs begrüßt. Aber auf lange Sicht betrachtet, ist es für die berufliche und menschliche Entwicklung der jungen Leute von großem Wert, wenn sie Gelegenheit erhalten, ihre beruflichen Kenntnisse zu erweitern, Sprachen zu lernen, sich mit ausländischen Gebräuchen und Arbeitsmethoden vertraut zu machen und ganz allgemein den Gesichtskreis zu erweitern. Aber auch unsere Wirtschaft, die ja zu einem guten Teil auf die Beziehungen zum Ausland angewiesen ist, hat Gewinn davon, indem sie Personal bekommt, das die Sprachen, die Sitten und Gebräuche des Auslandes kennt. Aus diesen Ueberlegungen heraus haben sich unsere Behörden bemüht, die einem Ausland-Aufenthalt heute noch entgegenstehenden erheblichen Schwierigkeiten durch Stagiaires-Vereinbarungen zu überwinden. Voraussetzung ist, daß die Schweiz Gegenrecht hält und ihrerseits einer beschränkten Anzahl junger Ausländer die Möglichkeit gibt, in der Schweiz eine Arbeitsstelle anzunehmen.

Stagiaires-Abkommen sind abgeschlossen worden mit Frankreich, Belgien und Holland, während mit Schweden Verhandlungen über den Abschluß einer solchen gegenseitigen Vereinbarung laufen. Diese Vereinbarungen mit den erwähnten Ländern sind anwendbar auf Berufstätige aus der Industrie, dem Handel und der Landwirtschaft. Stagiaires sollen ihre Studien- oder Lehrzeit beendet haben, jedoch nicht über 30 Jahre alt sein. Sie erhalten die Bewilligung zur Stellenannahme für ein Jahr, und sobald sie vollwertige Arbeit leisten, sollen sie nach den orts- und berufsüblichen Ansätzen entlöhnt werden. Volontäre, die keine Entschädigung erhalten oder junge Leute, die nur Schulen und Kurse besuchen wollen, werden nicht als Stagiaires zugelassen.

Junge Schweizer und Schweizerinnen, die in Frankreich, Belgien oder Holland eine Arbeitsstelle zur Vervollkommnung ihrer sprachlichen und beruflichen Kenntnisse annehmen wollen, müssen selber eine solche Stelle finden. Es gibt dafür verschiedene Wege: direkte Anfrage bei ausländischen Firmen, eventuell unter Auswertung von Beziehungen schweizerischer ausländischer Firmen, Inserate in der Tages- und Fachpresse, Anmeldung bei den Stellenvermittlungen der Berufsverbände oder bei den großen paritätischen Stellenvermittlungen. Auch die schweiz. Kommission für den Austausch von Stagiaires mit dem Ausland, Zentralstelle in Baden, ist behilflich, sofern eigene Bemühungen erfolglos bleiben. Wenn die Stelle gefunden ist, muß ein Gesuch um Erteilung der Aufenthalts- und Arbeitsbewilligung an das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit, Sektion für Arbeitskraft und Auswanderung, Bern, Brückenstraße 60, gerichtet werden. Dieses Amt gibt Auskunft über die vorgeschriebene formelle Abfassung des Gesuches und die erforderlichen Beilagen.

Die Stagiaires-Abkommen sehen ausdrücklich die Berücksichtigung von jungen Leuten beiderlei Geschlechts vor. Wir ermuntern insbesondere junge Bürolistinnen, Verkäuferinnen und Hotelsekretärinnen, von dieser Möglichkeit eines Ausland-Aufenthaltes Gebrauch zu machen. G. N.

Kleine Rundschau

Tausend Schweizerkinder,

je 500 Knaben und 500 Mädchen, haben acht Tage herrlicher Skiferien in den beiden Lagern verbracht, welche der schweizerische Skiklub für sie durchführte. Nun schon seit mehreren Jahren ist diese löbliche Einrichtung geschaffen, die jährlich tausend kleinen Gästen eine unvergeßliche Erinnerung, ein beginnendes Vertrautwerden mit dem Skisport und das Erlebnis der Kameradschaft vermittelt. Lagerleiter und -Leiterinnen, Skiinstruktoren und -Instruktorinnen und alle andern Begleit- und Aufsichtspersonen sind dabei ehrenamtlich tätig und tragen so dazu bei, daß der Skiverband diesen Riesenschwarm junger Gäste aus allen Landesteilen und Volksschichten einladen kann. E. B.

Militärkommission der CVJM.

Unter dem Leitwort „Zwischen Krieg und Frieden" erstattet Sekretär Willi Lutz, Bern, den 21. Jahresbericht der Militärkommission der Christlichen Vereine Junger Männer der deutschsprachigen Schweiz für das letzte Kriegsjahr 1945. Noch wurden 25 107 Pakete versandt und über vier Millionen Briefbogen und Umschläge aber auch viertausend Bücher, Bibeln und Bibelteile unentgeltlich abgegeben. Der Dienst der CVJM. geht weiter, wenn auch nur kleine Teile unserer Armee unter den Waffen stehen, so bleibt für die Militärkommission der CVJM., wie nach dem ersten Weltkrieg eine Aufgabe zu erfüllen. Das Ende des Aktivdienstes brachte in bezug auf die Soldatenhäuser manche Veränderung. Ein Teil der Häuser, wie z. B. das jüngste Gebäude „General Guisan" auf dem St. Gotthard und das Haus „Giuseppe Motta" in der Festung Airolo dienen weiterhin Rekrutenschulen und Kursen. Das ständige Soldatenhaus bei der neuen Kaserne Luzern bereitet unaufhörlich bauliche Sorgen; für eine neue Dachkonstruktion werden 20 000 Fr. benötigt. Andere Soldatenhäuser dienen vorübergehend der Jugendarbeit des CVJM., können aber jederzeit der Truppe zur Verfügung gestellt werden. Ein transportables Soldatenhäuschen dient sogar als Notwohnung, ein anderes als Gottesdienstlokal der reformierten Kirchgemeinde Freiburg.

Abschließend bemerkt der Berichterstatter: „Unsere Welt steht zwischen Krieg und Frieden; doch fühlt jedermann, daß sie noch viel näher beim Krieg, als beim Frieden steht. In dieser spannungsreichen Welt hat der CVJM. mit seiner ganzen Arbeit die ihm übertragene Botschaft durch Wort und Tat unter junge Männer zu tragen als eine Botschaft des wahren Friedens. Heißt, daß er dazu bereit und fähig sei, besonders auch unter den jungen Männern im Wehrkleide! Wir bitten deshalb auch jetzt, wo viele es nicht mehr aktuell finden, den Dienst für die Soldaten nicht vergessen zu wollen, der vom CVJM auch heute noch erwartet wird! — Die CVJM-Militär-Kommission bleibt auf dem Posten!"

Ein großes Kinderdorf

Schon mehr eine Kinder-Stadt ist in St. Maria di Leuca, in Italien geplant, denn sie soll 10 000 Kriegswaisen Heimat bieten. Die Mittel werden von Gönnern, an ihrer Spitze Frau Eleanor Roosevelt, aufgebracht. E. B.

Das Ende der „Kaiser-Verehrung" in Japan

Nach der neuen Staatsverfassung Japans wird Kaiser Hirohito nicht mehr als ein Gott verehrt. In einem kaiserlichen Restript an das Parlament entsagte der Kaiser in aller Form seiner Göttlichkeit. Das ist für die christliche Bewegung in Japan von großer Bedeutung, denn nun können die Christen von Gott sprechen, ohne einen Zusammenstoß mit der Regierung befürchten zu müssen.

Veranstaltungen

„Heim" Neukirch a. d. Thur

Volksbildungsheim für Mädchen

Mitte April bis Mitte Oktober: Sommerkurs (Alter 18 Jahre und darüber). Einführung in die Arbeit in Haus, Küche, Kinderstube und Garten. — Leben und Aufgaben des jungen Mädchens, der Frau, Mutter und der Staatsbürgerin. Besprechung religiöser, sozialer und politischer Fragen. — Turnen, Singen, Spielen, Wandern, Besichtigungen von Betrieben aller Art. — Helfen bei Nachbarn und wo es not tut. — Das „Heim" will die Mädchen in gemeinsamer Arbeit und Besinnung wecken und stärken in ihrer Verantwortung gegenüber sich selbst und ihrem Schöpfer, sowie Familie und Beruf, Volk und Staat und auch den allgemeinen Aufgaben unserer Zeit. —

Von Ende April an: Einführungskurs in Haushalt und Hausdienst für Mädchen im Alter von 14—17 Jahren. Dauer: 3 Monate.

Ferienwoche für Männer und Frauen unter Leitung von Fritz Wartenweiler, Juli und Oktober. Die Programme werden später bekanntgegeben. —

Prospekte und nähere Auskunft sind zu erhalten bei Didi Blumer.

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26. Montag, 20. Januar, 17 Uhr: Musikfektion. „Die Verantwortung des Konzertsängers fremden Sprachen gegenüber, speziell der französischen." Vortrag von Lydia Barblan-Optensta, aus Morges. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Zürich: Zürcher Frauenzentrale. Mittwoch, den 22. Januar 1947, 14.30 Uhr, im Lyceumclub, Zürich, Rämistraße 26: Mitglieder- und Delegiertenversammlung. „Erste Erfahrungen des Schweizerischen Frauensekretariates". Frau M. Zöbeli-Gög, Präsidentin der Abteilung II für soziale und wirtschaftliche Aufgaben. Vortrag von Fräulein Rosa Göttisheim, Basel: „Der Sinn des Altwerdens".

Basel: Lecture in English. Under the patronage of the British Consul-General in Basle, a lecture will be given at the Kaufmännischer Verein, Aeschengraben 15, at 8.30 p. m., on Thursday 23rd January, 1947 by the RT. HON. MARGARET BONDFIELD **„Women in British Public Life".** Admission: Fr. 1.10 (incl. Tax.) Tickets may be obtained from: Hug & Co., Freiestrasse 70a, and at the door.

Bern: Frauenstimmrechtsverein. Vortragszyklus aus dem dritten schweizerischen Frauenkongreß. Am Samstag, den 25. Januar 1947, von 9.30—12 Uhr und von 14 bis 16.30 Uhr, im Vereinssaal Zeughausgasse 41, veranstaltet der Bernische Frauenbund sechs Vorträge:

Dr. M. Schwarz-Gagg spricht über Mutterschaftsversicherung (vormittags).
Anna Martin spricht über Grundsätzliches zur Wertung der Frauenarbeit (vormittags).
Helene Stucki spricht über Lebensgestaltung der unverheirateten Berufstätigen (nachmittags).
S. Lehmann, lic. rer. pol., spricht über Die Grenzen öffnen sich, die Fremde lockt (nachmittags).
Rosa Neuenschwander spricht über Heimatdienst (nachmittags)
Dr. E. Binz-Winiger spricht über Der Film als kulturelles Problem und als kulturelle Aufgabe der Frau (nachmittags).

Tageskarte Fr. 2.—, halbtags Fr. 1.50. Anmeldung: Bern, Frauenbund, Sekretariat. — Wir freuen uns, zu diesen Vorträgen herzlich einzuladen, und wir möchten Ihnen den Besuch dieser Vorträge wärmstens empfehlen. (Bitte Inserate beachten!)

Radiosendungen für die Frauen

sr. „Die Kunst, Kranke zu besuchen" ist der Titel der Frauenstunde, die Montag, den 20. Januar, um 16 Uhr zu hören ist. In der halben Stunde der Frau werden die Themen „Mütterschulen, eine Notwendigkeit — Besuch in der neuen Zürcher Mütterschule" behandelt. In der Sendung „Notiers und probiers" wird Donnerstag, den 23. Januar, um 13.45 Uhr, über „Gesichtsmassage? — Heb au Sorg zur Sach! — das Rezept" gesprochen und gleichentags, um 16.10 Uhr, steht die Stunde für die Frau unter dem Motto „Alltag im Winter". Trudi Greiner besucht mit dem Mikrophon eine Hausmutter in Guggisberg. Schließlich wird Freitag, den 24. Januar, um 16 Uhr, über Rosette Niederer-Kasthofer orientiert, die als Frau zur Zeit Pestalozzis im Sinne und Geist Ihres Vorbildes gewirkt hat.

Redaktion
Frau Cl. Studer v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.
Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

Denken Sie
bei ihren Vergabungen von Kleidern, Wäsche, Säuglingswäsche und Schuhen an die unter der Teuerung leidenden einheimischen Familien und Alleinstehenden.
Kleiderstube der Winterhilfe
Telephon 23 86 00 • Schulhausstraße 62 • Zürich
Es werden auch flickbedürftige Kleider angenommen

Alkoholfreies Restaurant
Zur Münz
Münzplatz 3 (mittlere Bahnhofstr.)
Zürich
Sorgfältig geführte Küche
Vorzüglicher Kaffee
Leitung: Th. Palmy

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Inserieren bringt Gewinn

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

Manz & Co.
Kolonialwaren
Zürich 1
Zähringerstraße 24
Telephon 32 17 56
Fabrikation von Konfitüren und butterhaltigen Kochfetten

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Marnba
SCHAUMBÄDER
für die rationelle Schönheitspflege
verjüngen, erfrischen, reinigen, pflegen und parfümieren die Haut
In Apotheken, Drogerien, Parfümerien und beim guten Coiffeur

Parfumerien
Puderdosen
Bürstengarnituren
von
Weber-Strickler
Bahnhofstrasse 40, Zürich

Lehrtochter
gesucht in erstklassige
Kunst-Stopferei
F. Haussener-Müller, Limmatquai 72, Zürich 1